

Johannes Abresch

1955: Zweierlei Spätheimkehrer

Elberfeld, 8. Dezember 1938. Zwei Frauen plagen sich mit einer schweren Schubkarre den steilen Engelnberg hinauf. Eine von ihnen ist die Elberfelder Putzmacherin Fanny Fleischhacker, Inhaberin eines Modegeschäftes an der Herzogstraße. In der Schubkarre liegt die Leiche ihres einzigen, 26jährigen Sohnes Alfred. Den haben die beiden Frauen in der vergangenen Nacht vom Fensterkreuz abgeschnitten. Vier Wochen vorher hatte man Alfred in ein KZ verschleppt; die tatkräftige Mutter konnte ihn zwar vor kurzem wieder freibekommen, doch gestern war die Nachricht gekommen, dass seine erneute Verhaftung bevorstünde.

Über den Opphof gings weiter zum Friedhof Weinberg, wo Alfreds Vater Max Fleischhacker bereits seit zwei Jahren ruhte. Er war dem ständig wachsenden Druck infolge der Nazi-Hetze erlegen.

Fanny Fleischhacker selbst aber, seine Witwe, sollte später ihre letzte Ruhe nicht dort finden dürfen: Drei Jahre nach dem Tod des Sohnes wurde sie - zusammen mit einem ganzen Eisenbahnzug anderer Wuppertaler - durch Giftgas umgebracht.

Einzig die Tochter Lotte überlebte im Exil, ständig auf der Flucht vor den Europa niederwalzenden deutschen Soldaten, denen sie mehrmals nur um Haaresbreite entkam.

Als diese Lotte (Winter) im Herbst 1955 erstmals das Grab von Vater und Bruder besuchen konnte und danach ins Tal hinunter, als Fremde in ihre Heimatstadt zurückging, mußte sie fassungslos mitansehen, wie die Elberfelder Innenstadt sich vaterländisch geschmückt hatte, um eine Gruppe aus sowjetischer Gefangenschaft heimkehrender Krieger willkommen zu heißen. 30 Jahre später hat sie diese Begebenheit in ihren privaten Memoiren beschrieben. Zunächst jedoch seien einige Lebensdaten der Verfasserin mitgeteilt.

Kurzbiografie Lotte Winter, geb. Fleischhacker

Am 18.07.1910 erblickte Lotte Winter an der Wupper das Licht der Welt. Als Tochter der Textilkauflleute Max und Fanny Fleischhacker wuchs sie in Elberfeld auf, besuchte die Mädchenschule am Döppersberg und anschließend das Oberlyzeum an der Aue. Sie war eine ungemein wißbegierige und fleißige Schülerin, und obwohl sie auf ein Universitätsstudium brannte, wählte sie nach dem Abitur zunächst eine sozialpädagogische Akademie und legte das Staatsexamen als Kindergärtnerin und Erzieherin ab. Erst danach studierte sie in Bonn und Berlin Psychologie, arbeitete nebenher und in den Ferien in der Jugendpsychiatrie und der Kinderfürsorge und war auch politisch engagiert. Letzteres Interesse führte sie selbst vor allem auf Anregungen durch ihren Onkel Emil Hirsch zurück, Wuppertaler Stadtverordneter und verheiratet mit Fanny Fleischhackers Schwester Hedwig. Emil Hirsch wurde kurz nach der Machtübergabe an Hitler verhaftet, kam ins Zuchthaus Lüttringhausen und von dort ins

KZ Kemna, wo er schwere Misshandlungen erleiden musste. Seine Frau Hedwig fand derweil Zuflucht und Unterstützung im Hause der Schwester Fanny Fleischhacker - wie später noch so manch andere Leidtragende. Und dieser Aufgabe blieben die Fleischhacker treu bis zum eigenen Verderben; trotz des Bittens und Drängens der 1933 nach Palästina emigrierten Tochter, alsbald nachzukommen.

Lotte heiratete gleich nach der Ausreise ihren langjährigen Freund und Kommilitonen Kurt Winter aus Neuß, und beide setzten in der Schweiz ihr Studium fort, bis sie sich 1936 zu den Interbrigaden nach Spanien meldeten. Während ihr Mann dort als Feldarzt willkommen war, wurde die hochschwangere Lotte Winter abgelehnt und musste in Paris untertauchen. Ende 1939 gelang ihr die Flucht nach Oslo, wo Kurt sie bereits erwartete, und einige Monate später entkam das junge Paar den einrückenden Deutschen nur äußerst knapp nach Schweden. Dort wurden sie interniert und später in einem kleinen Ort bei Stockholm festgesetzt.

Erst Ende 1946 konnte Lotte Winter, mit ihren beiden im schwedischen Exil geborenen Kindern, nach Deutschland zurückkehren. Ihr Mann übernahm in Potsdam die Leitung des völlig neu aufzubauenden brandenburgischen Gesundheitswesens, und sie arbeitete als „Oberreferentin“ (Ober-Regierungsrat) an seiner Seite - unter unsäglichen, entbehrungsreichen Bedingungen, doch mit Feuereifer. Daneben schrieb sie eine Doktor-Dissertation über den Rorschach-Test. Zwei frühere, im Exil erstellte Arbeiten hatte sie jeweils unvollendet auf der Flucht zurücklassen müssen. 1949 promovierte sie an der TH Dresden. Im gleichen Jahr brachte sie ihr drittes Kind zur Welt und trennte sich von ihrem Mann, der als Hochschulmediziner Karriere machte. Lotte Winter selbst wurde 1950 Dozentin für Psychologie an die PH Berlin (Ost) und widmete sich später als Mitarbeiterin des Deutschen Pädagogischen Zentralinstituts schulpsychologischen Forschungen, z. B. zu Einschulungsvoraussetzungen (1961 veröffentlicht) und zur Unterforderung begabter Schüler. Ein besonderes Anliegen in der Erzieher- und Lehrerbildung war ihr die Umerziehung NS-Indoktrinierten und die antifaschistische Überzeugungsarbeit, was auch in dem nachfolgend wiedergegebenen Abschnitt aus ihren Lebenserinnerungen zum Ausdruck kommt.

Aus Lotte Winters Lebenserinnerungen

„Als ich 1955 zum ersten Mal seit 1933, also nach 22 Jahren, meine Geburtsstadt Elberfeld, meine ehemalige Heimatstadt, besuchte, war es zunächst ein trauriges Wiedersehen. Ich lief ziellos durch die Straßen. In einer solchen Situation ohne Gesprächspartner ganz allein zu sein, empfand ich besonders schwer. Vielleicht war es für meine wehmütigen Erinnerungen günstig, daß mein Geburtshaus, in dem unsere Familie Jahrzehnte gelebt hatte, im Krieg zerstört und durch einen Neubau ersetzt war. Am nächsten Tag fuhr ich zum jüdischen Friedhof auf dem Weinberg. Dort steht ein Ehrenmal für diejenigen Juden aus Wuppertal, die in Lagern oder durch andere

Ausrottungsmanöver umgekommen waren und nicht beigesetzt werden konnten. Ich besuchte die Grabstätten meiner Großeltern Jenny und Liebmann Fleischhacker, meines Vaters Max und meines Bruders Alfred. Dann ging ich zu Grabstätten von Freunden und befreundeten Familien. Im Büro der Friedhofsverwaltung erfuhr ich, daß der Transport am 16. November 1941, mit dem meine Mutter ausgerottet wurde, weder nach Theresienstadt noch nach Auschwitz ging, weil die Vergasung unterwegs im Waggon erfolgte.

Der jüdische Friedhof liegt weit außerhalb der Stadt auf einem Berg im Bergischen Land. Auf dem Rückweg in die Stadt bemühte ich mich, meine Gefühle und meinen Kummer zu unterdrücken. Ich durfte mich nicht gehenlassen, denn ich mußte mich seelisch auf das Wiedersehen mit Auguste vorbereiten.

Auguste M. hat von meinem 10. Lebensjahr an bei meinen Eltern den Haushalt geführt. Während der Nazizeit hat sie meiner Mutter bis zu deren Abtransport und Vergasung beigestanden.

Ich wohnte im Hotel „Kaiserhof“ am Bahnhof Döppersberg. Dort hatte ich mich mit Auguste verabredet. Ich war sehr aufgeregt, die alte Frau nach über 20 Jahren wiederzusehen. [...] Viele gute Erinnerungen habe ich an Auguste. [...] Als Studentin bekam ich gelegentlich ein Wäschepaket, in das Auguste geschälten Rhabarber eingepackt hatte. [...] Ein furchtbares Erlebnis war für Auguste der Selbstmord von Alfred. Sie wohnte damals noch bei meiner Mutter, als im November 1938 Alfred abgeholt wurde und ins Konzentrationslager kam. Als er zurückkehrte, versuchte er, meine Mutter zu überreden, sich mit ihm zusammen das Leben zu nehmen. Ich weiß nicht, war es Auguste oder meine Mutter, die Alfred nachts um zwei Uhr, am Fensterkreuz hängend, fand. Beide haben ihn abgeknüpft und am nächsten Tag mit einer Schubkarre zum jüdischen Friedhof gebracht. Dieses schreckliche Ende hat Auguste bis zu ihrem eigenen Freitod vorgeschwebt. Sie nahm sich, als sie Mitte Siebzig war und ganz allein und verlassen in Ronsdorf wohnte, nachdem sie während des 2. Weltkrieges und in der Nachkriegszeit ihren erblindeten Vater betreut, das Leben, genau so, wie Alfred es gemacht hatte.

In diesen Tagen, in denen ich Elberfeld nach 22 Jahren wiedersah, standen auf den Straßen Opferschalen mit ewigem Feuer zu Ehren derjenigen Deutschen, die zehn Jahre nach Kriegsende aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen waren. Viele von den Heimkehrern waren 16 Jahre nicht mehr zu Hause gewesen. Ihre Familie hatte auf sie gewartet oder auch nicht. Wenn man nach so langer Zeit zurückkehrt, so ist das meist eine Tragödie. Sicherlich gab es unter ihnen Verbrecher, die in der Sowjetunion und in Polen grauenhaftes Unheil angerichtet hatten. Sicher waren darunter solche, denen ein Prozeß wegen Kriegsverbrechen bevorstand. Aber, das weiß ich

heute, es gab darunter auch Männer, die in der Kriegsgefangenschaft umgelernt hatten. Und trotzdem war es für mich, die ich mich bemüht hatte, an die Umerziehung der Menschen fest zu glauben, ein Schock, diese Verherrlichung durch die Elberfelder Bürger mitzuerleben. Aber ich mußte lügen und ich würde mich selber überschätzen oder zu positiv darstellen, wenn ich damals in Elberfeld nicht empört gewesen wäre. An diesen Tagen war ich besonders empfindlich, weil ich erneut gelitten habe durch die Erinnerung an die schlimmen Ereignisse: Am 1. April 1933 Boykott jüdischer Geschäfte u. a. m. - am 3. Dezember 1936 Beisetzung meines Vaters - am 9. November 1938 „Kristallnacht“ - am 8. Dezember 1938 Selbstmord meines Bruders - am 22. Juni 1941 Überfall auf die Sowjetunion - und am 16. November 1941 Abtransport meiner Mutter. So kam es, daß ich die „geehrten“ Heimkehrer für mein persönliches Leid und für das Leid aller betroffenen Menschen verantwortlich machte. Theoretisch wußte ich, es galt zu differenzieren. Nicht alle durften über einen Kamm geschoren werden. Unsere Aufgabe war es, eine geduldige Überzeugungsarbeit zu leisten auch unter denen, die unter Duldung der Besatzungsmacht Helden des Raubkrieges verherrlichten, sie also als Herren empfingen. Es wäre unehrlich, wenn ich nicht zugeben würde, was ich damals fühlte. Es kam zunächst bei mir eine furchtbare Wut auf, eine Wut auch über die Besatzungsmacht, die die Huldigung dieser aus der Gefangenschaft Entlassenen duldete. Von Dezember 1946 bis Sommer 1955 hatte ich bei der Erziehung junger Menschen und bei der Umerziehung derjenigen, die 1000 Jahre mitmarschiert waren, aus tiefer Überzeugung teilgenommen. Ich weiß heute nicht nur, daß viele sich geändert haben, daß sie selber zu leiden und manche sogar Gewissensbisse hatten. Aber ich weiß auch, daß einige von ihnen die sowjetisch besetzte Zone, später die DDR verließen, und eine aktive Rolle als Neofaschisten spielen. Ich war damals zutiefst und ganz persönlich als Elberfelder Antifaschistin gekränkt. Wenn ich glaubte, meinen Haß bewältigt zu haben, so zeigten mir meine Gefühle beim Anblick der Opferschalen mit den ewigen Flammen, daß es mir in dieser Situation nicht gelang, politisch verständig und tolerant zu reagieren.

Welche Gegensätze mußte ich an dem für mich so historisch bedeutsamen Ort Elberfeld-Döppersberg erleben. Zehn Jahre führte mich, von der Einschulung an, mein Schulweg hierher. Am Bahnhof, an dem die Heimkehrer eintrafen, nahm ich Abschied und ging ins Exil. Und nun traf ich hier die liebe treue Auguste, die immun gegen den Faschismus geblieben war. Im Gegensatz zu den ehemaligen Soldaten und Offizieren hatte sie ein reines Gewissen. Auguste regte sich auf, weil die Ronsdorfer Bürger sich gegenüber den Flüchtlingsfamilien der Nachkriegszeit ablehnend, ja manchmal sogar feindlich verhielten. Es war für mich eine große Freude, Auguste, wenn auch sehr gealtert, als Gesinnungsgenossin ohne Parteibuch, wiederzusehen.

Wenn ich auch heute distanzierter zu den Geschehnissen stehe, wenn ich auch gelernt habe, meine Einstellung zum Hitlerkrieg und zu den Hitlerkriegern durch mehr Wissen zu kontrollieren, so muß ich doch meine damalige gefühlsmäßige Reaktion ehrlich zugeben. Ich erlitt einen Rückfall in primitiveres Denken, Fühlen und Verhalten durch den ernstesten Konflikt zwischen der Pflicht und Verantwortung, nie zu vergessen, und der Pflicht und Verantwortung, nie die Analyse der Ursachen des zweiten Weltkrieges zu unterlassen.

Vor meiner Reise hatte ich geglaubt und mir auch vorgestellt, daß ich in Elberfeld sehr traurig sein würde, daß ich Sehnsucht bekommen und sentimental werden würde. Aber durch die „Heilige Flamme“ in den Opferschalen, durch die Verherrlichung der Kriegsverbrecher, der Rückkehrer, wurde ich politisch aufgewühlt. Diese Glorifizierung der Bombardierer von London und Coventry, der Schuldigen für die Verschleppung zur Sklavenarbeit von Franzosen, von Menschen aus den vielen überfallenen Ländern, wurde von der Besatzungsmacht erlaubt. Neofaschismus und Angst vor dem Gespenst des Kommunismus waren in Elberfeld lebendig. Theoretisch habe ich das zwar gewußt, aber das anschauliche Erleben brachte mich zum Kochen.

Als ich im April 1933 am Bahnhof Döppersberg von Elberfeld und von meinen Lieben Abschied nahm, hatte ich Nazi-Gegröhle und das gefährliche Gejohle des Horst-Wessel-Liedes in den Ohren. Als ich 1955 am Bahnhof Döppersberg und in seiner Umgebung meine Beobachtung machte, hörte ich zwar kein Gejohle und kein Heil-Geschrei, aber ich erlebte ein offenkundiges Bekenntnis zum Neofaschismus.“

Zu Lotte Winters Lebenserinnerungen

In den über 300 Seiten umfassenden, etwa zwischen 1980 und 1983 niedergeschriebenen Lebenserinnerungen von Frau Dr. Winter ist der hier wiedergegebene Abschnitt das letzte Kapitel (es folgt nur noch ein kurzer Ausblick auf die späteren Jahre). In ganz einzigartiger Weise, und auch mit ungewöhnlichen biographischen Stilmitteln, wird darin das Emigrantenschicksal aus Frauenperspektive dargestellt. Obwohl in jüngster Zeit eine Reihe bemerkenswerter Exil-Autobiographien von Frauen erschienen sind, findet sich darunter nichts Vergleichbares. Der abgedruckte Auszug ist für die Schreibart Dr. Winters einigermmaßen repräsentativ. Häufig wird die sehr lebendige, mitunter drastische Schilderung eigener Erlebnisse und Empfindungen unterbrochen und „gebremst“ durch kritische Selbstreflexionen, politische Einschätzungen oder Übernahme von entsprechenden Zitaten aus der publizierten Exilliteratur. In dem wiedergegebenen Abschnitt aber wirkt es geradezu bedrückend, wie die Autorin in ihrer Beschreibung der Szene am Döppersberg sich windet und ihrer unmittelbaren Gefühle schämt, sich für ihre Reaktionen entschuldigen zu müssen meint, bis hin zu seltsamen Vorwürfen an die Adresse der (im übrigen längst abgedankten) Besatzungsmacht. Denn bereits im Mai 1955 war die BRD souverän geworden, im September war Adenauer in Mos-

kau gewesen und im Oktober trafen die ersten Spätheimkehrer in Friedland ein. Lotte Winter ist es nicht zu verdenken, wenn sie in den Heimkehrern Mörder ihrer Familie sah, leibhaftige Repräsentanten jener gigantischen Terror- und Vernichtungsmaschinerie, die auch ihr selbst jahrelang nach dem Leben getrachtet hatte. Dennoch fühlt sich die Autorin, trotz all der erlebten Gräuelp und Gefahren, verpflichtet zu Differenzierung, Toleranz, Verständnis für die Gegenseite, zieht sich selbst wegen der spontanen Gefühlswallung - eine Haltung, wie sie im Grunde auch heute noch von den Opfern des NS-Terrors verlangt wird.

Das von Lotte Winter erwähnte „Ehrenmal“ auf dem jüdischen Friedhof war erst wenige Tage vor ihrem Besuch errichtet worden, Mitte Oktober 1955. Es trägt die Inschrift: *„Dem Gedenken der Opfer des Hasses – Der Nachwelt zur Mahnung – 1933-1945“*.

Nach dieser so schmerzlich missglückten „Heimkehr“ ist Lotte Winter dennoch lebenslang in ständigem Kontakt zu ihrer Vaterstadt geblieben, vor allem über ihren Vetter Helmut Hirsch und durch den ihr freundschaftlich verbundenen Lokalpolitiker Ulrich Föhse. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in einem Berliner Altenheim, wo sie im Alter von 90 Jahren starb.



Dr. Lotte Winter (1992)

Foto: R. Dohm

Persönliche Nachbemerkung

1992 durfte ich Frau Dr. Lotte Winter in ihrer Wohnung in Berlin-Pankow besuchen und kennen lernen, eine ungemein willensstarke, hellwache Seniorin, die sich mit bewundernswerter Tapferkeit, aber auch erschreckender Härte gegen ein schweres, qualvolles Gelenkleiden zur Wehr setzte. Sie gewährte mir Einblick in ihre Lebenserinnerungen, die sie eigentlich speziell für ihre Familie niedergeschrieben und daher auch mit allerlei großmütterlich Belehrendem gespickt hatte, was auf Außenstehende leicht blaustrümpfig wirken mag.

Der hier wiedergegebene Abschnitt, mit dem dramatischen Aufeinandertreffen gegensätzlicher Varianten von Heimkehr und mit diesem für die postfaschistische Ära Adenauer so bezeichnenden Stimmungsbild, hat mich unmittelbar sehr stark angesprochen; gehört doch beides zu meinen eigenen frühen „politischen“ Kindheitserlebnissen: Die feierliche Begrüßung eines spätheimkehrenden ehemaligen Offiziers mit paramilitärischen Ehren und die beklemmende, uneingestandene Scham angesichts einer plötzlich wieder auftauchenden Vorkriegs-Nachbarin, die mit ihrer Familie als „Judenpack“ vertrieben und enteignet worden war. Auf mein eindringliches Bitten hin war Lotte Winter schließlich so lieb, ihr Einverständnis für eine Veröffentlichung zumindest dieses Kapitels zu geben.

Ihrerseits vermochte sie jedoch, so schlecht es ihr auch ging, beim Abschied keinen anderen Wunsch zu äußern als den: „Spucken Sie mal für mich in die Wupper!“